

„Leiden mit Geduld“ – Schmerz und Geschlecht im 19. Jahrhundert. Praxistheoretische Rekonstruktionen

Zusammenfassung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris, die in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften entstanden sind. Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer „radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Die Grundannahme des Beitrags ist, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Nicht der bisher dominierenden Frage nach der Authentizität von Schmerz in den Quellen soll nachgegangen werden, sondern es geht darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.

Schlüsselwörter

Schmerz, Geschlecht, Medizin, Praktiken, Krankenpflege

Summary

“Patiently suffering” – Praxeological reconstructions of pain and gender in the 19th century

Research on the history of pain was significantly influenced by the work of Elaine Scarry and David Morris in the late 1980s and early 1990s in the context of the “linguistic turn” in cultural studies. Scarry developed the concept of the “inexpressibility” of pain in the late 1970s and early 1980s in regard to the field of medicine. According to Scarry, pain is an expression of “radical subjectivity”, making it impossible to define or describe physical pain. The article argues that praxeological approaches open up new ways into the history of pain. The previously dominant question of how authentic descriptions of pain can be at reflecting the experiences of people concerned will be ignored here, i.e. whether pain can be adequately expressed in words. Rather, the article seeks to analyse practices when it comes to dealing with pain. The investigation focuses on the ways in which concepts of gender informed how pain was dealt with in the 19th century. Writing down and preserving descriptions of pain are also regarded as a practice.

Keywords

pain, gender, medicine, practices, nursing

1 Einführung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris. Sie entstanden in den späten 1980er und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften (Scarry 1985; Morris 1991). Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin ein Jahrzehnt zuvor die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer

„radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Auch der Historiker Jakob Tanner betont im Anschluss an diese Autor_innen, dass Schmerz der „Antipode der Sprache“ sei, ein „Geheimnis“, das von eindeutiger Erkenntnis ausgeschlossen sei. Diese „Sinnlosigkeit“ des Schmerzes sei nach Morris eine Folge des „organischen Schmerzmodells“, nämlich der Vorstellung, dass Schmerz stets eine organische Ursache habe, die im 19. Jahrhundert etabliert worden sei und ein ganzheitliches Schmerzmodell abgelöst habe (Tanner 1994: 494). Esther Fischer-Homberger hat diesen historischen Wandel des gesellschaftlich-kulturellen und medizinischen Umgangs mit Schmerz als Prozess der „Distanzierung vom Schmerz“ beschrieben: An die Stelle der Vorstellung von der „Erlösung durch den Schmerz“ – hier verweist sie auf die religiöse Deutung von Schmerz – sei die der „Erlösung vom Schmerz“, also eine Biologisierung des Schmerzes getreten (Fischer-Homberger 1997: 104ff.).

Literaturwissenschaftliche Forschungen betonen indes, dass die „Unsaybarkeit des Schmerzes“ ein Topos sei, der bereits in vormodernen literarischen Texten zu finden sei. Die „Unsaybarkeit des Schmerzes“ sei eine seiner Repräsentationsmöglichkeiten und habe die Autor_innen interessanterweise nicht davon abgehalten, Schmerzen wortreich zu beschreiben (Lechtermann 2010).

Die Grundannahme des Beitrags lautet, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Die bisher dominierende Frage danach, wie authentisch Schmerzbeschreibungen die Empfindungen der Betroffenen wiedergeben, ob Schmerz also adäquat sprachlich ausgedrückt werden konnte, ist hier nicht von Interesse. Vielmehr geht es darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Praxistheoretische Zugänge gehen davon aus, dass in Praktiken stets Wissensbestände inkorporiert sind, zeitgenössisches Wissen demzufolge buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen ist (Reckwitz 2003; Hörning/Reuter 2004). Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.¹

Der in der Forschung zur Geschichte des Schmerzes problematisierte Begriff des „Subjektiven“ wird aufgegriffen, um danach zu fragen, inwieweit der Umgang mit Schmerz bzw. die Beschreibung des Schmerzes im Untersuchungszeitraum als Teil von Prozessen der Selbst-Bildung anzusehen ist. Bei praxeologischen Subjektanalysen – so hat Thomas Alkemeyer betont – „wird der Ausgangspunkt sozialen Handelns nicht in dem autonomen Subjekt lokalisiert, vielmehr gehen Subjekte mit ihren spezifischen sozialen Identitäten [...], ihren Selbstbeziehungen und Kompetenzen aus der Teilhabe an sozialen Praktiken hervor“ (Alkemeyer 2013: 61).

In dem Beitrag geht es um Identitäten und Subjektivierungen von (Schwer-)Kranken über Schmerzpraktiken. Dabei werden erstens die geschlechtsspezifische Subjektivierung in Schmerzbeschreibungen, die in medizinischen Quellen zu finden sind, und

1 Das Aufschreiben als Praktik haben auch schon Bettina Brockmeyer und Isabel Richter in ihren Untersuchungen von Prozessen der Selbst-Bildung in den Blick genommen (vgl. Brockmeyer 2009 und Richter 2010). Auch Volker Hess und Sabine Schlegelmilch haben das Notieren und das damit verbundene Strukturieren des Beobachteten in ein Krankenjournal als ärztliche Praktik begriffen und untersucht (Hess/Schlegelmilch 2015).